Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 55 (1975-1976)

Heft: 1

Artikel: Onkel Melk und der glückhafte Fischfang : ein unbekannte frühe Erzählung

Autor: Inglin, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163075

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MEINRAD INGLIN

Onkel Melk und der glückhafte Fischfang

Eine unbekannte frühe Erzählung

Vorbemerkung

1915, sieben Jahre vor Erscheinen seines grossen Erstlings «Die Welt in Ingoldau», hat der zweiundzwanzigjährige Meinrad Inglin die vorliegende Geschichte geschrieben und wenig später – zum einzigen Mal – veröffentlicht: in den «Alpenrosen» (Okt. 1915, 45. Jg., Nrn. 41, 42, 43), der Sonntagsbeilage des liberalen «Berner Intelligenzblatts». Für dieses Blatt arbeitete er während seiner Psychologie- und Germanistiksemester an der Universität Bern als Redaktionsvolontär. Es war Kriegszeit, und er hatte Feuilleton und Literaturbeilagen monatelang selbständig zu betreuen, bis auch er jeweils wieder einrücken musste.

Militär, Studium und Journalismus (Theater-, Film-, Buchrezensionen und politische Artikel) hätten jene Epoche schon hektisch genug gestaltet. Inglin aber ist als unablässig arbeitender und probierender Schriftsteller gerade in diesen Jahren auf einer besessenen Suche nach dem ihm gemässen Stil. Es reisst ihn, der zur Zeit fast nur Nietzsche liest, hin und wider zwischen einem wild aufbegehrenden Expressionismus und einem Realismus, wie er ihn bei Tolstoi, Flaubert, Mark Twain und Gotthelf, sowie in den Erzählungen Spittelers schon länger bewundert. Die Entwicklung verläuft zu dieser Zeit – wie die Entwürfe aus dem Nachlass und andere «Alpenrosen»-Beiträge (die rustikal-expressionistische Erzählung «Trud» und «Die junge Gret», die anklägerische Novelle «Melchior Lob») zeigen – gleichsam auf zwei Geleisen. Die hier erstmals wieder abgedruckte Erzählung folgt jenem mehr realistischen Strang, der den Autor später auch weiterführen wird. Sie steht im Vorfeld des «Werner Amberg», mehr als dreissig Jahre vor dessen Entstehung.

Schon 1914 lockt es Inglin, wie er in einem Tagebuch notiert, die Geschichte seiner «reichen Jugend künstlerisch zu gestalten», diese aber nicht einfach «naiv» herzuberichten, sondern «einer bestimmten Grundidee dienstbar zu machen». Diesem Plan gemäss sind schon im «Onkel Melk», in dem eine Kindheitsepisode geschildert ist, dominante Aspekte des «Amberg» vorweggenommen: das ständige, unausweichliche Sichverschulden vor überdimensionierten, richterlichen Erwachsenen, die quälenden, nicht begriffenen Fatalitäten des Zufalls, die gesellschaftliche Isolationserfahrung. Erst der «Amberg»-Roman wird zeigen, wie unter diesen schmerzhaften Konstellationen die Geburt des Künstlers und die Befreiung des Menschen erfolgt.

Die Geschichte spielt in Schwyz, wo Inglin aufgewachsen und wohin er 1923 endgültig zurückgekehrt ist. Der Ort ergibt für ihn einen sozialen Kosmos, den er in seinem Werk immer neu aufbricht, ein letztes Mal 1965, da er ihn Erlenbüel nennen wird. Hier heisst er Maibach, andernorts (im Entwurf «Der Wille zum Leben» und in der Novelle «Melchior Lob») Stegwil, im ersten grossen Roman wählt Inglin zuerst den Namen St. Ingobald, den er dann auf Wunsch der Deutschen Verlagsanstalt zum flacheren Ingoldau abändern muss.

Das erste in der Erzählung geschilderte Delikt variiert eine Episode, von welcher Josef Inglin, der Bruder des Schriftstellers, mir berichtet hat: Meinrad habe mit einer Heugabel aus dem Kellerfenster der Frau Holdener Birnen gestohlen und sei, wie immer, erwischt worden. So unerheblich diese Verwertung von Erlebtem hier scheint, sie ist doch symptoma-

tisch für die Arbeitsweise dieses Autors überhaupt: wann immer er kann, münzt er sein Leben aus als Material für die Kunst, da er allem bloss Erfundenen misstraut. Man könnte, pointiert formuliert, behaupten: sein Dasein galt ihm genau soviel, als es Stoff abwarf für die dichterische Gestaltung. «Leben und Werk hängen bei ihm enger zusammen als sein vermutlich immer noch bürgerliches Gewissen es jeweilen zugeben will, und im Grunde genommen ist ihm nichts selbstverständlicher, als sein Leben und damit freilich auch das seiner Umwelt und Erfahrung bedingungslos für sein Werk einzusetzen ...», schreibt Inglin selber in einer unveröffentlichten frühen «Biographischen Notiz».

Diese «Bubengeschichte» zielt, wie später «Die Welt in Ingoldau» und verschiedene Erzählungen, mitten hinein in eine ambivalente Eltern-Kind-Beziehung. Wenn der Knabe der «Furggel» das Gebirge, das eigentliche Reich des Vaters, erobert und nach dessen Tod verzweifelt, aber doch in neuem Selbstgefühl allein zur Mutter zurückkehrt, so möchte dieser Bub, in nur geahnter Vaterrolle, die Familie mit Fischen erhalten. Die Mutter aber nimmt einen solchen Ernährer nicht an, sondern steckt das Kind ins Bett. Ihm bleibt nichts anderes übrig, als verlassen «tief, tief» ins Dunkle zu fallen.

Doch auch formal weist die kleine Erzählung, die wohl geglückteste der frühen Zeit vor 1922, Kennzeichen des späteren Werks auf. Zwar mag Inglin hier noch dann und wann einen etwas putzig volkstümlichen Ton erzwingen, den man etwa von Spittelers «Mädchenfeinden» oder auch von Heinrich Federer her im Ohr hat, doch zieht den Leser bereits der agile, frische Zug mit, den er am «Wendel von Euw» oder am «Grand Hotel Excelsior» schätzt. Die vorzüglichen knappen Porträts – etwa des Konrädel Amstutz, Kari Bächlers oder Onkel Melks – deuten voraus auf das hervorragende physiognomische Geschick des späteren Inglin, den seine Figuren nicht ruhen lassen, bis er sie vor seinem inneren Auge reduziert hat auf ihren wesentlichen Ausdruck, ihre ganz eigene charakteristische Geste. Man sucht das Muster der Komposition herauszulösen und sieht, wie die Geschichte übersichtlich sich fügt von einem fast szenisch erfassten Bild zum andern, und wie sie sich erst am Schluss verdichtet und zugleich ausweitet zu einer neuen Dimension: da erkennt man die Grundgebärde späterer Romankapitel und Erzählungen.

Beatrice von Matt

Der Kari Bächler war ein starkes Bürschchen, und seine Muskeln am Oberarm konnte er wahrhaftig so straff anziehen, dass sie aussahen wie zwei runde Gummibälle. Er war klein, aber das hielt ihn gar nicht ab, wie ein Grosser zu tun. Fluchen konnte er wie der alte Maibacher Lumpensammler und reden, als ob er die halbe Welt gesehen hätte. Ja, er hatte sogar einmal einen richtigen Stumpen geraucht. Wenn's galt, einen Lumpenstreich auszuführen, so war der Kari der grösste Lump. Ihm selbst fiel zwar selten etwas ein, der Streich wurde meistens im kleinen, klugen Köpfchen des Konrädel Amstutz geboren. Das sah man diesem Musterbüblein gar nicht an, dem schmächtigen, zartgliedrigen mit dem Milchsuppengesicht und der schönen Frisur.

Der Kari und ich pfiffen ihn heute aus dem hochgiebeligen Patrizierhaus heraus, das seinem Vater, dem Gemeindepräsidenten Amstutz, gehörte, und hielten zu Dreien auf der Strasse grossen Rat.

«So, also wir gehen fischen», entschied der Kari. «Jetzt holt ein jeder seine Sache, und dann treffen wir uns in fünf Minuten wieder. Wir gehen

dann einfach dem Bach nach, da sieht es kein Mensch. Ich könnte, wenn ich wollte, mitten auf der Strasse gehen; aber ihr beiden, ihr dürft euch ja nie zeigen.»

Der Kari war in der Tat der einzige, der mit Erlaubnis fischen ging. Er hatte deshalb unsere beiden Fischruten zu verwalten, während sich ein Kesselchen in meiner Obhut befand, das ich jedesmal mit der grössten Entdeckungsgefahr von einem hohen Küchenschrank herabpraktizierte. Der Konrädel musste Regenwürmer und Brot liefern. Meistens brachte er aber nur Brot, und dann hielten wir beim ersten besten Miststock an und durchwühlten ihn mit vereinter Kraft nach Metteln.

Als wir nach fünf Minuten wieder zusammentrafen, drückten wir uns gegenseitig die Überzeugung von dem Gelingen des Fischfanges aus. Wenn es auch nicht grad ein pfündiger Hecht war, so durften es immerhin ein paar halbpfündige Egli sein. Der Konrädel und ich hatten noch einen besonderen Grund, einmal einen rechten Fang zu tun. Wir wollten uns endlich durch eigenes Verdienst die Erlaubnis zum Fischen erwirken. Wie das zugehen sollte, das hatte sich jeder von uns schon hundertmal ausgemalt. Eines schönen Abends würde man heimkommen, tadellos sauber und trocken, und mit lässiger Haltung das Kesselchen auf den Tisch stellen, darauf mit vornehmer Selbstverständlichkeit zur Mutter sagen: «Mutter, du hast doch gern gebratene Seeforellen? Und der Vater hat gern Hecht? Du kannst dir morgen die Ausgabe für das Mittagessen ersparen. Du wirst gebratene Seeforellen und der Vater wird Hecht essen.» Damit würde man mit einer leichten Handbewegung den Deckel des Kesselchens heben, und die Mutter sähe mit Bewunderung vier prächtige, wildlebige Seeforellen und drei unbändig grosse Hechte. Dann würde sie sich umwenden und uns mit freudestrahlenden Augen und stolzer Miene für immer die unumschränkte Erlaubnis zum Fischen erteilen.

So würde es zugehen, ganz genau.

Wir nahmen uns vor, den Gang an den See einmal nicht umsonst zu tun. Fische barg er ja in Hülle und Fülle. Überhaupt schien er uns tausend verborgene Wunder zu hegen. von denen die gewöhnlichen Maibacher keine Ahnung hatten. Fische mussten in seiner Tiefe leben, die aussahen wie Monde und Augen hatten wie goldene Westenknöpfe. Sah man es doch einmal auf einer Sandbank, nahe beim Ufer, flimmern und leuchten wie eine versunkene Sonne, und wenn es sich dann auch heraustellte, dass es nur ein Pfannendeckel war, so konnte es doch solche Wesen geben.

Wir wandten uns nun dem Bache zu, um in seinem breiten, steinigen Bett an den See hinunter zu wandern.

Vorsichtshalber machten wir einen Umweg um das Dorf herum, kamen aber damit neben dem Hause meines Onkels vorbei. Wir schickten jedoch

den Kari mit den Fischruten und dem Kesselchen voraus und warteten, bis er hinter den Tannen, die Onkels Haus umgaben, verschwunden war. Dann folgten wir langsam und machten ein Gesicht, als ob wir eben in der Kirche einen Psalter gebetet oder der Tante Weihwasser geholt hätten. Der Onkel konnte ja ganz gut draussen im Garten sitzen. Doch war kein Mensch da, als wir vorbeikamen. Hinter der Ecke aber sahen wir plötzlich den Kari, der die Fischruten ins Gras geworfen hatte und gemütlich an der Hausmauer lehnte, die Beine grossartig gespreizt und beide Hände im Hosensack.

«Guckt einmal da hinein», sagte er, als wir näher traten, und zeigte auf eine kleine Hintertüre, von deren vergittertem Fenster die Scheibe ausgehängt war. Wir drückten die Köpfe zusammen ans Gitter. Es war Onkel Melks Lagerkeller, ein langer, schmaler Gang mit zwei übereinanderliegenden Lagerbetten an der rechten Wand. Da lagen in langen Reihen die ersten Birnen aus Onkels Garten. Gross und saftig im schönsten Heitergelb leuchteten sie aus der Dämmerung des Ganges heraus, dass uns allen Dreien das Wasser im Munde zusammenlief. «Das wären schon andere Fischlein», lachte der Kari. «Wenn wir so eine oder zwei bekämen! Aber der Schragen hängt so verdammt weit hinten.»

«Bist ja verrückt! Das ist doch mein Onkel», fuhr ich auf. «Ja, das wär' mir noch! Wenn er's dann nachher erführe!»

Der Konrädel schnitt nun plötzlich seine listige Fratze; die stets einen Einfall anzeigte. Kari schaute ihn erwartungsvoll an, und während ich zu räsonieren begann, steckten die beiden lachend die Schädel zusammen. Dann nahm der Kari die längere Fischrute vom Boden auf, riss die Schnur ab und schnitzte am dünnen Rutenende mit Konrädels neuem Sackmesser einen schönen, langen Spitz. An diesem wundervollen Einfall scheiterte im Augenblick mein ganzer Widerstand, der sowieso locker genug war und die grösste Stütze an dem Gedanken besass, dass man die Früchte leider gar nicht erlangen konnte. Wir schoben die Rute mit der grössten Eintracht vorsichtig zwischen den Gitterstäben durch und hatten eine Heidenfreude, als wir sahen, dass sie langte. Es war aber viel schwieriger, als wir meinten, solch ein Fischlein zu fangen. Die Birnen boten keinen Halt und kugelten weg, sobald man sie anstechen wollte. Schliesslich aber gelang es, eine zu erwischen, indem wir sie von oben her mit einem glücklichen Stoss anstiessen. «Es hat einen! Es hat einen!» lachte der Konrädel und zappelte an Händen und Füssen, während der Kari die Fischrute mit der Beute vorsichtig zurückzog. Drei gierige Hände langten durchs Gitter, packten die Birne und drückten sie zwischen den Stäben hinaus, dass der Saft auf beiden Seiten hinunterlief. Dann tat einer nach dem andern einen Biss hinein, und der Kari ass zuletzt auch das «Bützgi». Wir waren so durch-

drungen von dem Gelingen, dass wir den Onkel Melk gar nicht beachteten, der uns unterdessen verwundert zuschaute. Wir stampften und strampelten in jungem Übermut und riefen ein ums andere Mal: «Chaibe guet! Chaibe guet!»

So geschah denn das Verhängnis. Onkel Melk stand plötzlich vor uns. Wie der richtende Engel, der, mit dem feurigen Schwert die Sünde der verbotenen Frucht zu rächen, auf die Erde fuhr. Nur sah der Onkel Melk nicht wie ein Engel aus. Und dazu war er noch in Hemdsärmeln. Aber er war doch ein grosser, fester Mann mit einem dicken Bäuchlein und einer schönen Glatze. Und eine Stimme besass er, über deren Mächtigkeit man sich jeden Abend wundern konnte, wenn man so zwischen acht und zwölf Uhr bei den «Drei Königen» vorbeiging. Aber dafür war er auch Advokat und zweiter Bass im Maibacher Männerchor.

«So, ich will euch», donnerte er uns an. «Ihr Lausbuben ihr!»

Wir standen verdutzt und rührten uns nicht. Ich empfand ein erbärmliches Gefühl von Angst und Scham, das mir eine ganze Blutwelle übers Gesicht trieb und schaute den Onkel Melk mit mitleiderregenden Blicken an. Übrigens kannte ich ihn ja, den lustigen Onkel Melk, der mir schon manchen Batzen zum Krämeln in die Hände gedrückt hatte; aber jetzt war mir so elendiglich zumute, dass ich kein Wort herausbrachte. Er schaute einen nach dem andern mit wildgefurchter Stirne an, bis sein Blick auf der zugespitzten Fischrute haften blieb. Dann machte er stumm einige Schritte auf und ab, und es kam mir vor, als ob ihm dabei so etwas Merkwürdiges um die Mundwinkel zucke, das er mit grosser Mühe hinunterschlucken müsste. Dann drehte er sich wieder zu uns und begann mit schrecklich schnauziger Stimme:

«So, was muss ich jetzt mit euch machen? Das Beste ist, ich sperr' euch in den Säustall und hole euere Väter.» Als unsere Gesichter, besonders Konrädels und meines, noch um ein paar Grade jämmerlicher wurden, schaute der Onkel schnell gegen den Himmel und fuhr nach einer Weile mit etwas gemässigter Stimme wieder fort: «Oder wir machen das anders. Ich will diesmal noch ein Auge zudrücken. Aber Strafe muss sein. Ihr tut von heute an alle Fische, die ihr fangt, in meinen Teich. Verstanden! Und zwar bringst sie jedesmal du!» Er zeigte auf mich, drehte sich um und verschwand hinter den Tannen.

Wir blieben noch ein Weilchen stehen und sahen uns dumm an, dann nahmen wir unsere Siebensachen zusammen und verdufteten so schnell wie möglich aus dem gefährlichen Bereich. Erst am Bache fanden wir Zeit, uns gegenseitig wüst zu sagen und jedem die Schuld in den Sack zu schieben.

«Der kann warten, bis wir dem Fische in den Teich tun», lachte der Kari. Konrädel und ich aber konnten ihn schliesslich überzeugen, dass das

das Einzige sei, was wir machen konnten, sonst würde er uns verklagen, und dann wäre es überhaupt aus. Nachdem wir übereingekommen waren, das Fischen für heute aufzugeben und erst morgen den Bussgang an den See zu tun, trennten wir uns.

Der andere Morgen aber machte ein trübes Gesicht. Hie und da schielte zwischen dem Gewölk noch ein heimliches Fetzchen Himmelblau auf Maibach herab, aber auf der Westseite hing über See und Bergen eine graudunkle Wand.

Trotzdem standen wir schon früh gerüstet unter der Dorfbachbrücke, und Konrädel hatte diesmal sogar ein ganzes Büchslein voll Mettel mitgebracht. Zwar dachte jeder bei sich, wir könnten das Fischen auch ganz gut auf einen andern Tag verschieben, aber keiner liess ein Wörtchen fallen. Wir taten, als ob das schönste Wetter sei und die Sonne noch gar nie so warm geschienen hätte. Als wir mit allerlei Gefühlen ziemlich still bachab wanderten, streckte der Konrädel sein Näslein so lange in die Luft nach dem Gewölk, dass er unversehens über einen Stein fiel und den schönsten Purzelbaum schlug. Dabei sprang ihm das Mettelbüchslein auf, und die Insassen strichen fröhlich in seinem Hosensack herum, bis er einmal zufällig mit der Hand hineinlangte. Das löste die Stimmung und zugleich Karis Zunge, der uns nun bis zum See hinunter etwas vorblaguierte. Als wir am See ankamen, bemerkten wir mit grosser Erleichterung, dass es gar nicht so gefährlich war mit dem Wetter und dass hier der Himmel genau so wie in Maibach war, nur dass die Wolkenwand noch viel weiter weg lag, als wir gemeint hatten. Die Luft war kälter als sonst, und wir bekamen eine tüchtige Hühnerhaut über die Waden hinauf und liessen die Höslein schön unter den Knien.

Über dem See lag eine ganz eigene Stimmung, die ich noch gar nicht kannte und deren eigentümlich eindringlicher Reiz wie mit leisen Fingern an verborgenen Saiten meiner jungen Seele rührte. Nichts mehr von dem heitern Glanz der weithin schimmernden Fläche, nichts mehr vom lustigen Tanzen und Schwatzen der Wellen mit Schilf und Sand. Eine überwältigende Ruhe, ein mächtiges Schweigen zwang mich nach und nach seltsam zusammen, dass all die übermütig sprudelnden Quellen und Springbrunnen meines Herzens wie von einem grossen Staunen zurückgehalten wurden. Ich hantierte still an meiner Rute herum und stand mit unterdrücktem Atem mäuschenstill in der blauschwarzen Flut. Auch der Konrädel sah ernster aus als sonst. Nur der Kari, der war immer der gleiche und machte einen Heidenspektakel, als er uns so wortlos dastehen sah. Er hielt eine Fischpredigt nach dem Bibelmuster, das ihm vom Examen her noch geläufig war, und versprach allen Fischen, die sich von uns fangen liessen, die ewige Seligkeit, nämlich Onkel Melks Teich. Es ging auch gar

nicht lange, so hatten wir zu unserm eigenen Erstaunen ein paar rückenstachlige Egli gefangen, die so wütend im Kesselchen herumschossen, dass wir immer wieder beglückt unser Ohr an den Deckel legten und lauschten. Es zupfte jeden Augenblick, und mit freudiger Aufregung folgten wir den kleinen Wellenringen, die sich um das Zäpfchen herum bildeten, grösser und grösser wurden und zuletzt auf der unbeweglichen Fläche still verliefen. Es musste wohl ein rechtes Fischwetter sein, denn ein paar hundert Meter von uns weg hatte ein richtiger Fischer etwa vier, fünf lange Ruten ausgelegt und stand unbeweglich im tiefen Schilf. Hie und da klatschte es draussen, wie wenn ein Stein ins Wasser gefallen wäre, und wenn wir hinschauten und eine ganze Reihe von wandernden Wellenringlein sahen, sagten wir uns mit pochendem Herzen, dass ein paar grosse Hechte in der Nähe sein mussten. Eine mächtige Freude ergriff uns schliesslich, als wir zweimal nacheinander einen von den Grössern, den Halbpfündigen aus der Tiefe zogen.

Wir kauerten alle drei um das Kesselchen herum, ergriffen die wilden, verschüchterten Fische abwechslungsweise und wendeten sie dutzendmal auf alle Seiten, um das silberschimmernde Geschuppe, die gelbroten Bauchflossen und die grossen runden Glotzaugen ja recht in der Nähe zu sehen. Während wir so in seltsamer Seligkeit in den Kessel hineinschwatzten, kam der Fischer zu uns herüber, guckte über unsere Köpfe weg auf die Gefangenen und lachte lustig auf. Er fragte, ob wir noch Mettel hätten, und wir zeigten ihm das Büchslein. Darauf machte er uns den Vorschlag, ihm alle Mettel zu überlassen, wofür er uns noch zwei solche Fische geben werde, wie wir eben gefangen hätten. Der Vorteil schien uns dabei so ungeheuer gross, dass wir sofort mit freudiger Miene zustimmten und den Konrädel mit dem Manne zurückschickten, um die Fische zu holen. Wir fischten indessen mit Brot weiter, bis er zurückkam, und knieten dann wieder ans Kesselchen, um die neuen Gefangenen zu bewundern.

Gegen Mittag, als ein Regenwind über den erwachenden See und ein Riesenhunger durch unsere offenen Mäuler fuhr, packten wir zusammen und machten uns auf den Weg nach Maibach. Obwohl uns das Zwirbeln und Zwarbeln im Kessel drin beglückend bis aufs Herz hinab kitzelte, stieg doch langsam das dicke Gespenst des Onkels auf, und am Ende schaute jedem ein richtiger Ärger aus den Augen. «Pfeifendeckel!» platzte der Kari plötzlich heraus, «dem bringen wir die Fische einmal nicht!» Dem Konrädel und mir war zwar der gleiche Gedanke schon durch den Sinn gefahren, aber dennoch redeten wir auf den Kari ein, dass es unbedingt nötig sei, wenigstens heute. Vielleicht würde er sie ja gar nicht nehmen, so sei der Onkel nicht. «Einen schönen Onkel hast du, ja! So einen wollte ich auch noch», knurrte der Kari. Es war mir nur etwas unheimlich, dass ich selbst die

Fische bringen sollte, und allerlei ging mir durch den Kopf, was dabei geschehen könnte. So gelangten wir unter die Dorfbachbrücke, und nachdem der Konrädel und der Kari noch eine Viertelstunde lang ins Kesselchen hineingeguckt und auf den Onkel geschimpft hatten, liessen sie mich allein mit der Beute.

Ich füllte mit dem Deckel erst etwas frisches Bachwasser nach und setzte mich dann auf einen Stein, um alles noch einmal recht zu überlegen. Eigentlich hatten wir ja diese Strafe wohl verdient, das sah ich ein, aber der Onkel konnte doch nicht zum voraus wissen, wieviel Fische wir fangen würden. Er hatte ganz sicher geglaubt, wir würden ihm überhaupt nichts oder dann nur etwa ein paar fingerlange Gründlinge oder daumendicke Groppen bringen. Recht war's eigentlich doch nicht, dass er für seine armselige Birne solch ein köstliches Entgelt bekommen sollte, nein, das war einmal ganz sicher nicht recht. Dieser Gedanke leuchtete mir auf wie ein Hoffnungsstrahl, wie eine Fackel im Dunkel des Unwillens, die immer neue Gedankenflämmchen entzündete und das Feuer der Entrüstung nährte, an dem meine Überzeugung vom Unrecht des Onkels wie ein schöner Braten lustig schmorte und immer reifer und wärmer wurde.

Wer weiss, vielleicht würden die Fische in Onkels Teich nicht lange leben; der war doch gewiss viel zu klein, und es hatte auch noch Pflanzen darin, die giftig sein konnten. Ferner war der Onkel doch heillos nachlässig, und wenn er da noch Fische füttern sollte, wie käme dann das heraus. Am Ende liesse er sie gar verhungern, und dann würden die armen Tiere einander selber auffressen in ihrer Not. Da war es doch vielleicht besser, ich trüge sie nach Hause, die armen Tierchen. Und dann könnte ich endlich der Mutter eine Freude machen, und die Mutter ging mir denn doch noch über den Onkel. Und wer weiss, wenn ich dann mit der leichten Handbewegung den Deckel heben würde, ob sie sich da nicht umdrehte und mir mit freudestrahlendem Blick und stolzer Miene für immer die unumschränkte – – – Ich dachte den Satz gar nicht zu Ende. Er fuhr mir wie ein Strahl durch Blut und Hirn, ich sprang auf und rannte wie von Sinnen schnurstracks mit dem Kessel nach Hause.

Die Mutter war in der Küche und half der Magd Himbeeren einsieden. Ich stellte vorsichtshalber den Kessel vor der Türe ab und ging dann wie absichtslos zur Mutter. Sie fragte mich, wo ich gewesen sei. «Ja, ich bin ein wenig da herum gewesen», sagte ich und machte dazu eine Handbewegung nach ein paar Richtungen, als ob ich jetzt eben durch die halbe Welt spaziert wäre. Aber ehe die Mutter noch weiter fragen konnte, fasste ich ihren Arm und sagte scheinbar gleichgültig, aber mit pochendem Herzen: «Du, Mutter, ich habe etwas Schönes und will es dir geben; aber du darfst dann nachher nichts zu mir sagen.»

«Wird schon etwas Schönes sein, das; hast denk wieder was angestellt!» erwiderte sie und schöpfte mit einer Kelle den schmutzigweissen Schaum von der kochenden Himbeerbrühe.

«Ja, ja, es ist etwas Schönes, und essen kann man es auch, und heut abend brauchst du keinen Rappen fürs Abendessen.» Als ich sah, dass sie lachte, holte ich frohlockend das Kesselchen und zeigte ihr die Fische, von denen leider schon zwei auf dem Rücken lagen. Erst schaute sie mich etwas erstaunt und ungläubig an, und dann hob sie den Zeigfinger und drohte: «Bist natürlich wieder am See gewesen, Schlingel!» Ich sah aber gleich, dass es gar nicht so ernst gemeint sei und erklärte mit überstürzten Worten, dass ich zukünftig das Essen selber liefern werde. Sie lächelte ein wenig und sagte: «Ja, da wollen wir dann erst noch mit dem Vater drüber reden.» Dann schaute sie die Fische an und meinte, wir könnten sie ja heut abend mit den Zuger Röteln backen, die sie bestellt hätte, wenn die noch rechtzeitig kämen. Obwohl das nun eigentlich nicht ganz dem erträumten Erfolg entsprach, so fühlte ich mich doch befriedigt, dass es nicht schlimmer gegangen war.

Unterdessen war ein rechtes Regenwetter hereingebrochen, und es schüttete, was herunter mochte. Ich blieb den ganzen Nachmittag zu Hause, schaute der Magd zu, wie sie die Fische tötete und entschuppte, und rannte in allen Winkelkammern und Dachböden herum, um festzustellen, wie weit man die Fische riechen konnte. Um fünf Uhr herum aber geschah etwas, das meine Freude in zitternde Angst, meine Glückseligkeit in tiefe Trostlosigkeit verwandelte: Mutter schickte die Magd zum Onkel Melk, um ihn zum Abendessen einzuladen, da wir sein Lieblingsgericht, gebackene Zuger Rötel, hätten. Ich stand mit sperrangelweit offenem Munde sprachlos hinter der Mutter und wusste gar nicht, was ich nun eigentlich denken sollte. Als ich langsam aus meiner Verwirrtheit herauskam, stürzten die Gedanken in trostloser Flut auf mich ein. Alles, alles war jetzt aus. Dem Onkel würden nun die Fische, die ich ihm hätte bringen sollen, zum Abendessen vorgesetzt, und er würde alles erzürnt berichten und auch die ganze Birnengeschichte ausbringen. Und ich, ich unglücklicher Pechvogel, sollte dabei sein und alles mitanhören. Huh! Keinen Bissen könnte ich schlucken, mit keinem Blick den Onkel anschauen, in den hintersten Stubenwinkel würde ich mich verkriechen vor Scham. Mit schlottrigen Knien und heissem Herzen schlich ich zur Mutter, machte ein Gesicht wie sieben Tag Regenwetter und winselte, es sei mir nicht wohl. Die Mutter schaute mir die Zunge an, griff mir an die Backen, die wirklich ganz heiss waren, und – schickte mich glücklich ins Bett. Dann steckte sie mir den kalten Fiebermesser in die Achselhöhle, den ich zehn Minuten lang mit aller Kraft an mich drückte, um ihn wenigstens ein paar Grade hinaufzubringen. Die Mutter aber glaubte

mir, trotzdem ich kein Fieber hatte, und sagte, indem sie mich fest zudeckte, das käme vom Fischen. Da hätte ich's nun mit meinem Ungehorsam; hätte ich ihr gefolgt, dann wäre es mir jetzt vögleinwohl. Das Fischen aber könne ich mir jetzt denken; damit sei's jetzt aus, ganz und gar aus.

Während sie ging und die Türe leise zumachte, rang sich ein tiefes, schütterndes Schluchzen aus meiner Brust herauf. Ich warf mich umher, wühlte alles durcheinander, drückte den Kopf ins Kissen und weinte heiss und leidenschaftlich. Als ich die Mutter wieder kommen hörte, stellte ich mich schlafend. Der Onkel konnte ja schon da sein, und dann war das Unglück geschehen. Sie verliess mich aber sofort wieder, und als sie die Türe aufmachte, hörte ich von der Küche herauf ein seltsames Knistern. Im Schlafzimmer blieb ein feiner, fast unmerklicher Duft von gebratenen Fischen zurück. Ich brütete mit verbissenen Lippen und verweinten Augen in mich hinein und grübelte allerlei wilde Gedanken und Meinungen hervor, während mein Herz einen ungeheuren Groll gebar. Eine Stimme war in mir, die ich nicht hören wollte und die mich immer stärker quälte: «Das ist die Strafe», sagte sie, «die hast du verdient! Hättest du keine Birnen gestohlen, hättest du dem Onkel die Fische gebracht.» Die Mutter kam jeden Augenblick und brachte sogar einmal einen ganzen Teller voll gebackene Zuger Rötel, deren Duft mir lockend um die Nase strich. Ich aber heuchelte hartnäckig den tiefsten Schlaf. Und hatte doch einen Hunger – einen Hunger...!

Allmählich wurde das Zimmer dunkel, und ich fiel in einen unruhigen, traumvollen Halbschlaf. Und da geschah etwas Seltsames. Ich stand bis an die Schenkel im Wasser und fischte. Mutterseelenallein. Die Rute aber bog sich in meinen Händen, und ich konnte sie nicht heben. Ich zog und zog und geriet nur tiefer ins Wasser hinein. Es ging mir schon bis an den Hals. Ich wollte schreien und die Rute loslassen, aber ich konnte nicht, sie zog mich mit entsetzlicher Sicherheit hinab. Als das Wasser über meinem Kopf zusammenflutete, sah ich, dass es der Onkel Melk war, der in den Wurm hineingebissen hatte und mich unaufhaltsam in die Tiefe riss. Seine weisse Glatze glänzte wie eine grosse Schaumblase, und seine runden, mächtigen Fischaugen glotzten mich grinsend an. Immer dunkler wurde es, immer dunkler. Und seltsam! Dazwischen war es mir, als ob eine Hand durchs Wasser hinunterlangte. Eine weiche, liebe Hand, die mir leise, leise über die Stirne fuhr. Und dann wieder glaubte ich Stimmen zu hören, hoch, hoch oben über mir, auf der Erde vielleicht. Und die Stimmen lachten leise und lustig. Wie der Vater und die Mutter lachten, genau so. Oder gar wie der Onkel Melk, wahrhaftig, so spassig basshaft.

Ich aber sank unaufhaltsam, tief, tief ins Dunkle.